



Gedanken über ...

Bilder

Kolumne von Gerald Kral

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, heißt es. Tausend Worte – das ist etwa eineinhalb Mal so viel wie eine meiner Kolumnen hier. Reicht das? Für manche Bilder womöglich ja, für manche vielleicht auch nicht. Udo Jürgens meinte ja sogar: „... mein Bruder ist ein Maler und ein Bild von seiner Hand kann mehr sagen als tausend Melodien“ und Melodien können ja bekanntlich auch recht viel sagen. Bilder waren zu allen Zeiten wichtige und mächtige Darstellungsformen, oft symbolisch, magisch oder mit Zauberkraft aufgeladen. Viele Menschen ließen oder lassen sich ungern fotografieren, unter anderem ich. Sigmund Freud war auch einer von ihnen; die ikonischen Fotografien von Edmund Engelmann aus der Berggasse 9 wurden extra zu einem Zeitpunkt angefertigt, als Freud üblicherweise außer Haus war und nur, weil er just an jenem Tag verfrüht zurückkehrte, ist er auf manchen auch persönlich zu sehen. „Wer das Bild hat, hat das Objekt“ und tatsächlich sprechen viele Fotografen davon, dass für das Zustandekommen einer guten Fotografie das „unbedingte Interesse am Objekt“ der Darstellung notwendig ist, also sozusagen eine Vorstufe der Bemächtigung.

Wir leben in einem sehr bildlastigen Zeitalter, Emojis- gesättigte Bildkommunikation bis in die „hohe“ Politik ersetzt teilweise die Verschriftlichung und es werden täglich so viele Bilder geknipst wie nie zuvor, danke Smartphones! Auf Plattformen wie Instagram wird das dann in die Welt getragen – wobei wir nicht wissen, wie sehr die Welt auf alle diese Bilder tatsächlich auch gewartet hat (ich bin gerade dortunddort und esse gerade dasunddas – yeah!). Hier kommt wohl auch der dokumentarische oder pseudodokumentarische Aspekt von Bildern ins Spiel. Bilder geben ja vor, „die Wahrheit“, „das Echte“ wiederzugeben – so wie es am Bild sichtbar ist, ist es gewesen, egal ob im Familienalbum oder bei Fotos von bekannten Personen oder Ereignissen. Nur zu oft wird hier allerdings nicht nur streng kontrolliert, sondern auch nachgeholfen. Alois Mock spontan abgebildet beim Durchschneiden des Eisernen Vorhanges: sehr symbolträchtig, aber in Wirklichkeit am Tag danach nachgestellt. Beispiele zuhauf. „Dokumentarische“ Fotografien, auf denen Personen, die dabei waren, dank Retusche nicht zu sehen sind, wenn sie nicht (mehr) ins Konzept dessen, was vermittelt werden soll, passen. Und es wird zumeist nicht bemerkt, weil: So wie es am Bild ist, muss es gewesen sein.

Große Macht der Bilder also, und die wird auch sehr bewusst inszeniert und benutzt. In der politischen Diskussion hören wir manchmal Formulierungen wie: „Wir möchten/brauchen keine Bilder wie ...“ – je nachdem: Vogelsterben, Prügelpolizisten, Bettler in der Innenstadt; je nachdem. Ein bisschen beklemmend vielleicht, weil: Brauchen wir die Bilder nicht – was hieße: Wir wissen eh, dass es so ist, aber zeigt doch bitte sowas nicht! – oder brauchen wir das Dargestellte nicht – was hieße: Es muss sich an der jeweiligen Situation was ändern. Durch Ersteres wird vielleicht Zweiteres versucht einzusparen.

Bilder, in einem anderen Sinn, nämlich in Gestalt von Metaphern, sind allerdings auch sehr mächtige Instrumente, die wir im beratenden und therapeutischen Kontext einsetzen. Die passenden Bilder an der richtigen Stelle angemessen eingesetzt, leisten hier hervorragende Dienste. Was ist nun richtig und angemessen? Dazu scheiden sich die Lehrmeinungen, deren unterschiedliche Sichtweisen hier nicht wiedergegeben werden können. Ich persönlich denke, dass Bilder besonders wertvoll sind, wenn sie der Vorstellungswelt unserer Klient*innen entstammen, das heißt, von den Klient*innen direkt kommen und nicht aus der Vorstellungswelt der Psycholog*innen – Ausnahmen bestätigen allerdings die Regel. Um sie verwenden zu können, muss der/die Psycholog*in sie aber als solche erkennen und aufgreifen – nicht alle Klient*innen und Psycholog*innen sind aber gleichermaßen begabt im Umgang mit bildhafter Sprache. Insofern sind Bilder wertvolle Tools, deren Anwendung aber angemessen eingesetzt werden sollte und nicht in erzwungener Art und Weise. Es gibt ja auch Patient*innen, die z. B. mehr oder weniger häufig oder auch gar nicht über Träume berichten, auch wenn es aus Therapeut*innensicht voll toll wäre, wenn sie es täten (unvergessen die Anekdote von Hans Strotzka, dem ein Analysand in der letzten Analysestunde „gestand“, dass die zahlreichen in der Analyse berichteten Träume niemals Träume waren, sondern vom Patienten am Weg in die Analyse erfundene Geschichten, um dem Analytiker eine Freude zu machen, der so gern mit den Träumen des Patienten arbeitete).

Passend und richtig angewendet, sind Bilder und Metaphern in Beratungsprozessen allerdings nahe an der Magie, denen die andere Art von Bildern nachgesagt wird. In Anlehnung an DeShazer, der sich wiederum an Freud anlehnt, könnte man sagen: Bilder sind eigentlich Zauber.